

Rainer Marten

Das Teilen von Leben und Tod – eine philosophische Perspektive



Was ahnt ein Philosoph, was weiß und sagt er – vom Tod? Er ist kein Priester, kein Arzt, überhaupt kein vergleichbar mit dem Tod Befasster, schon gar kein vom Tod eigens Betroffener. Was soll ein Philosoph eigentlich angesichts des Todes machen: über ihn nachdenken? In altem Nachdenken über ihn stöbern? Wäre er da nicht besser beraten, bevor er sich zu Leben und Tod äußert, bei Ärzten und Seelsorgern nachzufragen, bei Pflägern, ja bei den Sterbenden selbst, bei Sterbehelfern der letzten Stunde, bei den Trauernden und Nächsten? Täte ihm nicht wenigstens die Lektüre „realistischer“ Literatur gut, in der Menschen – wie etwa Swann in „A la recherche du temps perdu“ – auf bemerkenswerte Weise ein Verhältnis zu ihrem eigenen Tod gewinnen und zu Tode kommen? Was nämlich wollte ein Philosoph schon ohne Erfahrung ausrichten? Aus reiner Vernunft lässt sich bei Gott nichts Brauchbares über Leben und Tod, Trost und Abschied, Sterben und Trauern ausmachen. Dennoch bestehe ich darauf, genau kein Arzt und Priester, aber auch keine beliebige Privatperson zu sein, wenn ich zum Thema „Das Teilen von Leben und Tod“ beitrage. Alles, was jetzt folgt, ist akkurat von einem Philosophen so gesehen und gesagt. Am besten, Sie lesen einfach und machen für sich selbst die Erfahrung, was da auf besondere Weise zu bedenken gegeben wird. Ich beginne mit der Erörterung der Gewissheit. Der Tod ist gewiss – Ihnen, nicht weniger mir selbst, eben uns, ja aus unserer Sicht allem Lebendigen. 1. Mose 3,19 wird der Mensch den Lebewesen („Septuaginta“: zoa) gleichgestellt. Denn Erde bist du, und zur Erde musst du zurück. Mors certa, hora incerta – der Tod ist gewiss, allein seine Stunde ist offen. Doch bereits hier scheiden sich die Geister: der Priester, der Arzt und der Philosoph. Selbst wenn sich keiner vor dem anderen profilieren will, folgt doch jeder seiner eigenen Perspektive.

Lebens-Satzung

Leb ich / so leb ich!
 Dem Herren hertzlich;
 Dem Fürsten treulich;
 Dem Nechsten redlich;
 Sterb ich / so sterb ich!

Friedrich von Logau (1604 - 1655)

Der Priester der uns beherrschenden Religionstradition weiß, dass der Mensch zwar wider Verbot vom Baum der Erkenntnis gegessen hat, nicht jedoch vom Baum des Lebens. Damit er es nicht kann und tut, wird er des Paradieses verwiesen. Solange die Cherubim ihm den Zugang zu diesem

Baum verwehren, ist der Mensch dem Gott ungleich: Gott ist ewiges Leben, der Mensch aber, ob schamhaft geworden oder nicht, ist des Todes. Der griechische Mythos unterscheidet entsprechend die Irdischen von den Himmlischen, die Sterblichen von den Unsterblichen. Das Wissen, bloß Mensch zu sein, bedeutet dem Priester auch schon zu wissen, ein Sterblicher und das heißt des Todes zu sein. Todesgewissheit bezieht der Priester nicht aus irgendwelcher Lebenserfahrung, sondern aus seinem gläubigen Wissen um die Nichtgottgleichheit des Menschen. Aus demselben Wissen bezieht er dann auch seine „andere Gewissheit“: die geistlich gegründete Hoffnung auf Auferstehung von den Toten. Im Unterschied zum Priester hat der Arzt, spätestens seit den Tagen des Hippokrates, das Auge fest auf das Leben gerichtet – auf das jeweils einmalige leibhafte Leben. „Tod“ – das ist dem Arzt allem zuvor ein Wort eigener Hilfs- und Kunstlosigkeit, ein Stachel also ganz eigener Art. Wie er sich zuhöchst verpflichtet weiß, niemals und in nichts zu schaden (*nil nocere*), erscheint ihm der Tod als der Urschaden, der, unbehebbar, mit gleichbleibender Zuverlässigkeit zwischen seine alltägliche Arbeit und ihren erstrebten letzten Erfolg tritt. Gibt aber der Arzt einen Patienten auf, weil er sich bei ihm mit seiner Kunst am Ende weiß, dann fallen für ihn auch schon *mors certa* und *hora certa* zusammen. Sein Bemühen wechselt vom Curativen zum Palliativen. Erst durch die Gewissheit therapeutischer Aussichtslosigkeit und, damit verbunden, der nahenden Stunde des Todes, tritt für ihn so etwas wie Todesgewissheit überhaupt ins Gesichtsfeld. Solange er nämlich sich und seiner Kunst (und den Lebensreserven des Patienten) auch nur im geringsten traut, will er vom Tod und seiner Gewissheit schlechterdings nichts wissen.

Das ist die Stunde des Philosophen, der nicht auf das Leben fixiert ist, weder auf das technisch verlängerte noch auf das gläubig erhoffte ewige. Verzeihung!, das war etwas vollmundig: die Stunde **des** Philosophen. Bringe ich es auch fertig, von außen **den** Priester und **den** Arzt über einen Kamm zu scheren, dann gelingt mir das beim Philosophen, dank Kenntnis der Interna, nicht. Für Fachkollegen, die den Standpunkt der Vernunft einnehmen, und das sind die meisten, ist der Tod das Skandalon schlechthin. Die Vernunft akzeptiert den Tod nicht. Sie will ewig weitermachen. Wenn das nicht in Verbindung mit dem lebendigen Menschen geht, dann will sie es eben als reine, völlig selbständige und selbstbezogene Vernunft. Um es kurz zu machen: Ich werde Sie mit einer ungewohnten Perspektive überraschen – ungewohnt nicht nur für den von mir gezeichneten Priester und Arzt, sondern ungewohnt auch für die vorherrschende Art des Philosophen. In dieser Absicht behaupte ich ohne Vorwarnung: Wir brauchen den Tod und brauchen dabei die



Stalingrad Massengrab zu NS-„Kunst im Kriege“ verarbeitet (Große Deutsche Kunstausstellung 1943)

Gewissheit des Todes. Und wozu brauchen wir sie? Antwort: für das Leben. Die Gewissheit des Todes ist uns unerlässlich für die Gewissheit, am Leben zu sein und das Leben bestehen zu können – für uns selbst, zugleich auch mit Anderen und durch Andere. Genau in der Lebensgewissheit, in der wir das Leben als Leben erfahren und bejahen, wird Todesgewissheit fruchtbar für uns. Zu diesem ungewohnten Ausblick schulde ich Ihnen Erklärungen, besser Eröffnungen, und dies ganz wörtlich: die Augen öffnen –

vielleicht dafür, wie Sie selbst diese Dinge im Grunde immer schon sehen.

Gewissheit ist wie das tägliche Brot. Der Mensch braucht, um lebensfähig zu sein, Gewissheiten. Ich meine jetzt dabei keine Dinge im Kopf, nichts, was bloß dem Bewusstsein einwohnt. Wir brauchen und haben praktische Gewissheiten, ohne sie könnten wir nicht leben und handeln. Offenbar geht es um ganz Alltägliches, das jedem von uns zugehört. Wenn ich dennoch „große“ Worte dafür benutze, muss das nicht verwundern, geht es doch eben zuletzt um Leben und Sterben, Leben und Tod.

Das erste „große“ Wort, das ich gebrauche, lautet „geliebt“. Wir brauchen und haben, wir alle, die unmittelbare lebenspraktische Gewissheit, geliebt zu sein, zugleich damit die entsprechende Gewissheit, selber zu lieben – Liebe zu erwidern und hervorzurufen. Ist das nicht etwas stark aufgetragen? Wem von uns geht es schon wirklich so? Doch wir dürfen eben nicht immer alles maximalistisch auffassen – Liebe, ja, wenn überhaupt Liebe, dann müsse sie voll und ganz in jeder Hinsicht und ohne jeden Abstrich als Liebe zu verstehen sein. Da aus der von mir gewählten Perspektive nichts Absolutes zu erblicken ist, bin ich auch gar nicht genötigt, stets von neuem zu betonen, alles sei natürlich „bloß“ relativ gemeint. Nein, ich meine das, was ich sage, genau so, wie ich es sage. „Geliebt“ – in unse-

Karl Cerff (Hg.), Leiter des Hauptkulturamtes in der Reichspropagandaleitung der NSDAP), Kunst im Kriege, S. 11

rem mit Anderen geteilten Leben spricht das ganz selbstverständlich ein Mehr oder Weniger an Gelingen an, aber damit eindeutig eine Beziehung, die, wie auch ihr Glück über Tag und Jahr im einzelnen einzuschätzen ist, ihre höchst lebensbefähigende Eigenart nie völlig verleugnet.

Jeder von Ihnen ist gewiss, geliebt zu sein und selber zu lieben. Sie wissen das weniger mit dem Kopf als vielmehr unmittelbar. Kein Organ vermittelt Ihnen dieses Wissen und Gewiss-Sein. In Ihrer Weise zu leben und zu handeln und das heißt Ihre Lebensbefähigung unter Beweis zu stellen, ist es Ihnen praktisch gegenwärtig, bewährt es sich in praxi. Aus all den Begegnungen mit Anderen, die auch nur im geringsten durch lebendige Zuwendung und Zuneigung bestimmt waren, hat sich in Ihnen diese unmittelbare praktische Gewissheit abgesetzt und Präsenz verschafft. Haben Sie nämlich im lebensteiligen Einander auch noch soviel an Gleichgültigkeit und Liebesentzug, selbst an Hass und Verachtung erfahren, wäre nichts von Zuneigung und Liebe dazwischen- und dabeigewesen, wirklich nichts, dann hätten Sie auch keinerlei Lebens- und Handlungsbefähigung erlangt. Ohne jede Gewissheit, geliebt zu sein und zu lieben, kann jemand zwar irgendwie vegetieren, nicht aber ein eigenes Leben führen und einen eigenen Tod haben.

Das zweite „große“ Wort unserer lebensbefähigenden Gewissheit lautet: „gebraucht“. Wir sind gebraucht – von Anderen, und brauchen selbst Andere: Dessen sind wir uns unmittelbar praktisch gewiss. Menschen brauchen einander: Der Kranke braucht Pfleger, Arzt und Angehörige, braucht sogar andere Kranke. Alte Leute brauchen, ob sie es eigens wissen und wollen oder nicht, junge Leute, brauchen auch ihresgleichen. Altsein ist eine Eigenart des Menschen, traditionell ausgedrückt: eine eigene Wesensmöglichkeit des Menschen. Zum Altsein gehört somit prinzipiell, zu mehreren alt zu sein: das eigene Alter mit jedem Lebensalter, eben auch mit dem eigenen zu teilen. Wer es verstehen will, im Alter auch wirklich alt zu sein und nicht zur Unzeit auf Jung zu machen, der muss das Alter bejahen, gestalten und fruchtbar machen, indem er Andere braucht und sich von Anderen brauchen lässt – von Anderen der gleichen und der ungleichen Eigenheit.

Der Tod

Ach, es ist so dunkel in des Todes Kammer,
Tönt so traurig, wenn er sich bewegt
Und nun aufhebt seinen schweren Hammer
Und die Stunde schlägt.

Matthias Claudius (1740-1815)

Wir sind gebraucht. So manche Mutter und mancher Politiker können sich dabei übernehmen. Unbändiger Ehrgeiz und lang gehegte Schuldgefühle entdecken den Trieb, sich unentbehrlich zu machen. De facto nimmt das Gebrauchtsein, zumal das öffentliche, nicht selten mit dem Alter ab, und das nicht nur kultur- und gesellschaftsbedingt. Auf das „letzte Lager“ geworfen, ist von dem Einen vielleicht nurmehr eine Art zustimmendes Leuchten in den Augen gebraucht, von dem Anderen Winke des Trosts und der Ermunterung – es bleibt dabei: Wir sind von Anderen gebraucht und brauchen selber Andere. Mehr noch: Wir sind uns dessen gewiss. Gerade die Gewissheit um das einander Brauchen ist bedeutsam, weil wir daraus unsere Lebensbefähigung gewinnen. Sagt die Öffentlichkeit jungen Menschen, die ihr Berufsleben beginnen wollen, sie seien nicht gebraucht, auf sie habe niemand gewartet, dann kommt das einem Todesurteil für ihre Lebensbefähigung gleich. Die Erfahrung, nicht gebraucht zu sein, lässt sich nicht verwinden, kann durch nichts kompensiert werden. Etwas ganz anderes freilich ist es, wenn jemand Freiheit gegenüber dem eigenen Gebrauchtsein gewinnt, es nicht zu verewigen trachtet und zur rechten Zeit sogar Abstand davon nehmen kann. Dann und nur dann zeigt sich in der Lebensbefähigung auch die zugehörige Sterbefähigung. Nur wer zu leben versteht, versteht auch zu sterben – und umgekehrt.

Noch ein drittes „großes“ Wort unserer Gewissheit ist zu nennen: das „Zeithaben“. Wir haben Zeit und sind uns dessen praktisch gewiss. So gehetzt und selber hetzend wir auch sein mögen – nähmen wir uns nicht Zeit, ließen wir uns nicht Zeit, gäben wir nicht Anderen Zeit und teilten mit Ihnen künftige Lebensmöglichkeiten, dann wären wir nicht fähig, ein eigenes Leben zu führen und einen eigenen Tod zu haben. Zu uns gehört es lebensnotwendig, dass wir Pläne machen und Erwartungen hegen, die in die Zukunft ausgreifen, Erinnerungen haben, die in die Vergangenheit zurückreichen, gelassen mit Anderen Gegenwart teilen und in ihr die Gunst der Stunde wahrnehmen – zum Guten oder Schlechten. Ohne Zeit, ohne Chronos, gäbe es keine Gunst der Stunde, keinen Kairos. Ich erinnere Prediger 3,1ff.: „Ein jegliches Ding hat seine Zeit (chronos) und jedes Ding unter dem Himmel hat seine Stunde (kairos). Geboren werden hat seine Stunde, und Sterben hat seine Stunde.“ Hora incerta – sicher, die Stunde des Todes ist für uns ungewiss. Doch zugleich, dessen sind wir uns unmittelbar gewiss, haben wir Zeit – auch für das Sterben, auch für den Tod, hat beides für uns seine Stunde.

Drei „große“ praktische Gewissheiten: geliebt zu sein (und zu lieben), gebraucht zu sein (und zu brauchen), Zeit zu haben (und zu geben) – was wären sie ohne die

Gewissheit, dereinst zu sterben und tot zu sein? Antwort: Es fehlte ihnen der letzte, alles tragende Halt, der letzte, alles beendende Einhalt. Das einander Lieben, Brauchen und miteinander Zeithaben wäre in seiner Gewissheit überhaupt nicht der Halt und Einhalt, der es ist, gehörte ihm nicht die Gewissheit des Todes auf alles durchherrschende Weise zu. In der Todesgewissheit sammeln sich die praktischen Gewissheiten, die uns im Leben und schließlich auch im Sterben tragen, zu einem Ganzen: In ihr gründen sie. Wir müssen jetzt versuchen, uns diese einigende und von Grund auf tragende praktische Gewissheit näher anzusehen. Vielleicht gelingt es uns, ihre Gegenwart in uns selbst aufzuspüren – es versteht sich: theoretisch. Für die Praxis selbst ist dies nicht die Stunde. So unterschiedlich auch unsere Lebensgeschichten verlaufen – jeder von Ihnen wird den Tod schon früh kennen gelernt haben. Waren es nicht Kriegs-, Pogrom- und Epidemiezeiten, in denen der Tod eine aufdringlich-erschreckende und mit der Zeit ganz alltägliche Präsenz erhält, dann wird er Ihnen zuerst im näheren Lebensumkreis begegnet sein: Der Großvater starb, die Freundin der Mutter, der Klassenkamerad. Vielleicht haben Sie als Kind einen toten Vogel in den Dünen gesehen, um jäh zu bemerken, dass er nie wieder fliegen und leben wird. Möglich auch, dass Sie früh sehr krank gewesen sind und bereits damals „letzte Fragen“ gestellt haben. So oder so, so und so – die praktische Gewissheit des Todes schreibt sich uns von lange her ein.

Sollten wir sie nicht besser abstoßen? Nein, im Gegenteil. Um klarer zu sehen, wie sehr der Mensch den Tod und seine Gewissheit braucht, hilft uns der Blick auf vergleichbar Gebrautes: der Blick auf den Anderen. Wir brauchen den anderen Menschen so gut wie den Tod – und umgekehrt. Wie geht das zu? Um frei als Philosoph zu sprechen (ohne soziologische und andere Belehrungen): Allem zuvor brauchen wir den Anderen für die eigene – lebensbefähigende – Endlichkeit. Wir sind ja keineswegs allein der Zeit und dem Raum nach endlich. Zu unserer Grunderfahrung, die wir eigens zu machen haben, gehört, nicht nur nicht alle Realität, sondern auch nicht jeder zu sein. Gewannen wir unser durch uns selbst und mit Anderen zu führendes Leben nie, wenn wir es nicht räumlich und zeitlich als endlich erführen, dann gehört dazu doch immer schon die Erfahrung, dass es zugleich der Andere ist, der es auf eigene Weise beendet. Damit zeigt sich Befreiendes und Vertrauenerweckendes in eins. Wir kommen am Anderen nicht vorbei, so weit auch unser lebenspraktischer Ausgriff reicht. Er gewährt uns Halt, gebietet uns Einhalt. Ohne ihn wären wir weltverloren – fortgerissen in die Unendlichkeit des Alls, der feindlichen und unwirtlichen Natur ausgesetzt, fremd und verirrt auf der Erde. Als vollends vereinzelt und vereinsamtes Ich könnten wir nicht einmal egoistisch sein,

hätten wir kein Selbst, nichts Eigenes und Individuelles, wären wir zu keinem „ich“ fähig. Ein Adam ist nur denkbar als Inhaber aller menschlicher Eigenheiten – gehalten von seinem Schöpfer.

Um das Gebrauchtsein des Anderen und des Todes in einen Vergleich bringen zu können, der keines von beiden austauschbar erscheinen lässt, habe ich dem Tod einen neuen Namen gegeben, der aus philosophischer Perspektive seine lebenspraktische Bedeutung signalisiert. Er lautet: der „andere Andere“. Für den lebenspraktisch nötigen Halt und Einhalt, so meine Sicht der Dinge, sorgen der Andere und der „andere Andere“, der Tod. Beide ergänzen sich, um je einem Menschen lebensbefähigende Endlichkeit zu gewährleisten. Vergleichbar dem Anderen und doch auf ganz eigene Weise gibt der Tod dem Leben Halt, **gebietet** er ihm Einhalt. Wer vorgibt, seit der „kopernikanischen Wende“ drohe der Mensch haltlos in den Abgrund der Zeiten zu stürzen, verkennt völlig die Bedeutung des Todes für das eigene Leben – die des **eigenen** Todes und des Todes der Anderen. Wir können uns diese Bedeutung des Todes verständlich machen, wenn wir noch einmal auf das **Geliebtsein**, Gebrauchtsein und Zeithaben zurückkommen. Die Liebe, das öffentliche Einander, die Zeitlichkeit des Menschen – all das braucht den Tod: zum Halt und Einhalt. Die Liebe ist dafür das beste **Beispiel**.

Zwei versprechen einander. Wie allein schon den Tageszeitungen zu entnehmen, gibt es das selbst heute noch: das Heiratsversprechen („Verlobung“ genannt) und, weit häufiger, die Heirat selbst mit dem bei ihr gegebenen Versprechen. Muss aber die Verlobung beizeiten eingelöst werden, so kennt die Ehe kein „auf Zeit“. Anstatt sich auch nur ungefähr auf eine bestimmte Zeit festzulegen, bejaht das Brautpaar – ob eigens laut und vor dem Priester oder nicht – die alte **Formel** „bis dass der Tod euch scheidet“. Ein alter Zopf? Nein, das lässt sich, genau bedacht, gar nicht anders machen und sagen. Sicher, es gibt – abgemachterweise – Liebe auf Zeit, wie es Liebe für Geld gibt. Doch das sind Verhältnisse, die es gezielt nicht auf Lebenszeit ankommen lassen. In ihnen wollen sich Menschen an der Liebe schadlos halten, um je für sich „unbeschädigt“ zu bleiben und ja nichts an den Anderen zu verlieren. Das ist kein moralischer Vorwurf, sondern die reine lebenspraktische Wahrheit. Liebe, wie sie Einer braucht, um durch den Anderen sich selbst zu finden, lässt sich allein lebenszeitlich versprechen und damit keinesfalls auf Zeit verabreden. Die einander Versprechenden mögen, lebenspraktisch gewitzt, durchaus skeptisch hinsichtlich des Gelingens sein. Im Augenblick des Versprechens wollen und können sie keine Vorbehalte machen. Liebe, in die sich der Eine und Andere je als sie

Der Tod ist groß.
Wir sind die Seinen
Lachenden Munds.
Wenn wir uns mitten im Leben meinen,
Wagt er zu weinen
Mitten in uns.

Rainer Maria Rilke (1875 - 1926)

selbst einbringen, kennt keine Bedingungen.

Wie aber die – bedingungslose – Liebe von Zweien sich nicht auf eine vorweg bestimmte Zeit (chronos) entwirft, so auch auf keine Ewigkeit (aion). Das erste und letzte Wagnis der Liebe ist vielleicht gar nicht die Treue des Anderen, sondern sein Tod. Es

ist ein Wagnis **eigener** Art. Wer es eingeht, spielt nicht mit der bloßen Möglichkeit. Die **Liebe** des Einen braucht den **gewissen** Tod des Anderen, sobald sie sich bedingungslos auf ihn einlässt. Er ist ihr letzter Halt und Einhalt. Uns freilich erzählt man immer wieder, wir seien unendlich besorgt um den eigenen und nur um den **eigenen** Tod. Dem aber widersprechen unsere alltäglichen Erfahrungen. Wie eine Mutter sich für gewöhnlich weit mehr um den Tod und das heißt um das Leben des **eigenen** Kindes sorgt als um das **eigene** Leben, so der Liebende um das Leben des Geliebten. Schon der Alte, der beim Nahen des Todes den Notar aufsucht, um letzte Dinge für die **Seinen** zu regeln, zeigt, wie ihn der eigene Tod eher an Andere denken lässt als an sich selbst. Doch jetzt zum eigentlichen Thema: zum Teilen von Leben und Tod. Der Tod hat sich in unserer Perspektive als der gewisse, der gebrauchte, der „andere Andere“, der Halt gewährende und Einhalt gebietende gezeigt. Wie soll der nun Menschen zugehören können, sofern sie nicht nur je ein Leben mit dem anderen Leben teilen, sondern Leben und Tod? Ist das nicht des Guten zuviel? Das Leben teilen? Ja! Vielleicht auch noch das Sterben. Aber den Tod? Jedes miteinander Teilen ist ein einander Brauchen. Wir brauchen den eigenen Tod und den Tod des Anderen, das heißt: Indem wir leben, teilen wir den Tod mit dem Anderen: den eigenen Tod und den Tod **des** Anderen – als einen gewissen, aber der Stunde nach ungewissen. Tritt jedoch für den Einen der Tod des Anderen wirklich ein, dann hört für den Überlebenden dies Teilen mit dem Anderen, der aus dem Leben geschieden ist, nicht einfach auf. Hat der Gestorbene auch kein Verhältnis zu dem Menschen, dem er gestorben ist, dann doch dieser zu jenem. Ich möchte Ihnen das am Verhältnis von Mutter und Kind verdeutlichen.

Gelingt die Lebenstellung von Mutter und Kind auch nur einigermaßen als gegenseitige Zuwendung und Liebe, dann braucht das die Endlichkeit. Wie schon bei den



Hermann Trenkle: Der Totentanz in der Beinhauskapelle zu Bleibach, Waldkirch 1993

Die Allgegenwärtigkeit des Todes in der spätbarocken Memento-Mori-Kultur: Szenen aus dem Bleibacher Totentanz von 1722

Heiratenden zu bemerken war: Die Idee immerwährender Liebe ist eine sich selbst verlierende Phantasie, die dem Leben nicht nur Unmögliches, sondern auch Abträgliches zuzuschauen sucht. Das meint nicht, Liebe sei prinzipiell ambivalent, selbst in der gelingendsten herrsche auch Kälte (wenn doch der erwartete Tod selbst der Mutter gerne den „nicht gestatteten“ Gedanken nahe legt, sein Eintritt („endlich!“) sei mit Gewinn, z. B. mit Gewinn an Besitz verbunden). Nein, nicht weil menschliche Liebe eigentlich gar nicht reine Liebe wäre, sondern weil sie die Gunst der Stunde braucht – die wiederkehrende und die unwiederbringliche –, ist sie ihrer Zeit nach endlich. Die – mögliche – Liebe zur eigenen Mutter, die mit der eigenen Empfängnis und Geburt nicht schon beginnt und mit dem Tod der Mutter nicht schon endet, braucht das Verhältnis zum Tod der Mutter – zum gewiss einstmals eintretenden. In diesem Brauchen ist schon das Vermögen angelegt, den tatsächlich eintretenden Tod fruchtbar zu machen für das eigene Leben. Liebe hat ihre Gunst der Stunde, und genau die kann vertan werden. Um **sie** wahrnehmen zu können, braucht das Kind den gewissen Tod der Mutter, der ihr Leben als Lebenshalt endlich macht, aber eben auch als Einhalt der Gunst der Stunde zu lieben, wie umgekehrt die Mutter auf ihre Weise den gewissen Tod des Kindes braucht. Keine Mutter könnte sich um ihr Kind sorgen, wenn nicht dessen Tod ihrer Sorge letzten Halt gäbe, um vom Einhalt im Falle des eingetretenen und nicht allein gewissen Todes hier nicht zu reden. Sich um das Leben ihres Kindes sorgen zu müssen und sorgen zu können, verdankt sie seiner Endlichkeit. Die Zeiten des Stillens und Abstillens etwa sind nicht rein biologischer Natur. Mit der Entwöhnung des Kindes wird

auf eigene Weise auch die Mutter entwöhnt. Das gehört zusammen: Sich aus der Symbiose zu lösen, das heißt füreinander freizuwerden, und sich auf den Tod des je Anderen zu beziehen. Mutter und Kind geben einander frei, indem sie sich gegenwärtig werden. Zu jeder menschlichen Gegenwart aber gehört der Tod – Tod im Sinne von mitwisserschaftlicher Endlichkeit und Sterblichkeit, die jedem lebenspraktischen Kairos seinen letzten Grund gibt. Der Vergleich des gebrauchten und fruchtbar zu machenden Todes ist für Mutter und Kind bis zum Ende durchzuführen. Wir dürfen nicht denken, das Kind zwar brauche den gewissen Tod der Mutter als ihre gesicherte Zeitlichkeit und Endlichkeit, verstehe darüber hinaus auch noch den eingetretenen Tod der Mutter für sein Leben fruchtbar zu machen, während die Mutter allein das Verhältnis zur Sterblichkeit des Kindes zu nutzen verstehe, dessen Tod „selbst“ aber prinzipiell nicht zu ertragen wüsste, von einem Fruchtbarmachen gar nicht zu reden. Doch das tote Kind macht nicht notwendig seine Mutter lebensunfähig, entbindet sie nicht einmal der Sorge, entlässt sie überhaupt nicht aus dem Kindesverhältnis. Das letzte Bild freier Endlichkeit im Bild des entwöhnten Kindes an seiner „entwöhnten“ Mutter hat eine uns belangende Tradition in der Pieta gesehen. Freilich: Der dreißigjährige Jesus und ein minderjähriges Kind sind nicht dasselbe – nicht dasselbe für Schmerz und Trauerarbeit.

Was an Mutter und Kind zu demonstrieren war, ist nunmehr allgemeiner zu betrachten. Das Teilen von Leben und Tod, das Brauchen des Todes des Anderen als des gewissen, das Fruchtbarmachen des Todes des Anderen selbst und gerade dann, wenn er eingetreten ist. Zunächst hört sich das lebendige Teilhaben am Tod – das Brauchen und gegebenenfalls Fruchtbarmachen des Todes des je Anderen – als verkehrte Welt an. Wie nämlich soll ein Einander überhaupt statthaben, wenn zwar der Eine am Leben, der Andere aber doch eben tot ist, beide also durch „Welten“ geschieden sind? Der Gedanke des einander Sterbens geht davon aus, dass Einer nie allein für sich stirbt, sondern stets zugleich für Andere. Der Gedanke des einander Totseins wieder sieht darauf, wie kein Mensch den Tod jemals in einer Weise für sich hat, dass er für sich tot wäre. Philosophisch bleibt darum zu begründen, inwiefern es zum Sterben gehört, dass Einer selbst sich selbst und zugleich Anderen stirbt, zum Totsein aber, als Toter allein Anderen tot zu sein. Kein Toter hat, wie gesagt, je den Tod für sich. Niemand stirbt eines Tages, um daraufhin selbst für sich selbst tot zu sein. Dass wir den Tod brauchen und für das Leben fruchtbar zu machen haben, betrifft uns als Lebende. Ich nütze die Gelegenheit, Ihnen, die Sie leben, den Tod so nahe zu bringen, wie er Ihnen „in Wahrheit“ ist. Sie werden vermutlich verwundert zögern, dann aber, so hoffe ich, zustimmen: Ihr eigener Tod ist



Hermann Trenkle: Der Totentanz in der Beinhauskapelle zu Bleibach, Waldkirch 1993

(Der Tod zur Edelfrau): Du aufgebutzte Edelfracw/ komb, unser Tantz jetz beschau/ ob er dir gefallen thuet. Zu gehen hast du kein Muth? – (Zur Stadtfrau): Dein Eckhut steht mir woll an!/ Hätt ich dein Kleider nur auch an./ Im spiegel wollt beschauen,/ ob ich gleich sehe einer Stadtfrawen. (zur Bäuerin): Mit deiner Loggen wohin geschwind?/ Zu trinken bringen deinem Gesund?/ Dein hausen, schaffen laß nur stehn!/ Zuem Tantz mueß jetz du mit mir gehen.

Ihnen ein Nächster, ja ein Nächster, näher als jeder Andere, näher selbst noch als Sie sich selbst, mit einem Wort: ein unübertrefflicher Intimus. In Ihrem nicht ohne Selbstbewusstsein geführten und ohne Gemeinsamkeit verbrachten Leben ist Ihnen Ihr Tod sowohl das praktisch Gewisseste als auch das praktisch Geheimste – einem wohlbehüteten Geheimnis gleich. Aller gängigen offiziellen Todesfeindschaft zum Trotz leben Sie in einem Ureinverständnis mit dem Tod. Das gilt nicht einmal nur für den eigenen Tod, sondern auch für den der Anderen. Im gelingenden Leben leben und handeln Menschen gemeinsam **in** der Mitwisserschaft und **aus** der Mitwisserschaft, dass es Zeit gibt zu leben und Zeit zu sterben, dass Lebende nicht allein das Leben brauchen und fruchtbar machen, sondern auch den Tod. Der Tod ist somit nichts, was zur letzten Stunde als absolut Fremdes von außen kommt. Wir alle leben mit ihm und durch ihn – in seiner Gegenwart ist das Leben sich selbst gegenwärtig.

Das Brauchen und Fruchtbarmachen des Todes, des eigenen und des der Anderen, verlangt, seine Intimität und sein Geheimnis, seine Gewissheit und seine Mitwisserschaft für das Leben und Sterben zu nutzen. Menschenliches Sterben wird nicht

erfasst, wenn einer beim vereinzelt-einsamen Selbst und das meint zumeist: rein bei sich selbst und seinem Bewusstsein ansetzt – in der Vorstellung einer isolierten, sich im eigenen Bewusstsein speichernden Lebensbahn, die mit dem Tod abrupt und absolut endet. Das ist genau anders zu sehen. Im Sterben geht ein Leben zu Ende – für den Sterbenden ist es das eigene Leben, das er mit Anderen gelebt hat, für den, dem jemand stirbt, das andere, das nahe und vielleicht geliebte, auch für ihn das geteilte. Menschlicher Tod trifft Lebensteilung: Er ist stets eigener Tod und zugleich Tod des Anderen. Das ist keine Äußerlichkeit und Zufälligkeit, keine Sache bloß der Perspektive. Es ist vielmehr für den gelingenden Tod und zugleich für das gelingende Leben als konstitutiv anzusehen, dass nur sterben kann, wer, indem er stirbt, jemandem stirbt. Komplementär dazu gilt, dass nur leben kann, wer nicht allein selber sich selbst lebt, sondern zugleich Anderen. Leben kann demnach nur, wer auf eigene Weise Anderen als Sterbenden und Toten zugehört, wie auch sterben und totsein nur der kann, der auf eigene Weise Lebenden zugehört.

Sterben heißt Abschiednehmen. Wer tot ist, hat sich vom Leben, das heißt von der Welt, von den Seinen und von sich selbst, verabschiedet: von seinem Tun und Lassen, seinen Rechten und Pflichten, seinem Geist und Leib, seinen Gewissheiten und Zweifeln. Doch da regt sich Widerstand. Wer möchte schon gern vom eigenen Gebrauchtsein Abschied nehmen, wer dem Gebrauchtsein des Anderen den Abschied geben? Da denkt sich vielmehr der Eine: „Die werden noch merken, wie sehr ich ihnen fehle“, während dem Anderen im Schmerz, den der Abschied vom Leben hervorruft, voll der Fehl des Abgeschiedenen gegenwärtig ist. Dennoch, niemand, der tot ist, braucht sich noch selbst, um Nichtgetanes nachzuholen, ist noch von Anderen gebraucht, um lebensteilig etwas zu vollenden. Niemand stirbt als Fragment oder Torso. Weder das Gefühl eigener Unvollendetheit noch die Gebärde eigener Unersetzlichkeit können, ist der Tod einmal eingetreten, dem zu Ende gelebten Leben im nachhinein irgendwelchen Handlungsbedarf andichten. Wer seinen Tod findet, hat ganz gelebt, mögen auch noch so viele biologische und gesellschaftliche „Möglichkeiten“ nicht realisiert worden sein. Wie das Sterben zu lernen ist, so auch das Totseinlassen. Die Trauer arbei-

Grabschrift für Eugen Helmlé

Du hörst uns
nicht. Dich hören wir
aber noch.

Arnfried Astel



Hubert Troost: Der statistische Mittensch,
Düsseldorf 1964

*„bis dass der Tod euch scheidet...“ – heimkehrende Witwe
nach innerer Zwiesprache mit ihrem Lebenspartner*

tet an dem Fehl, den der Abschied hinterlassen hat. Dann aber ist es soweit: Der Tote ist nicht mehr als Lebender gebraucht, sondern als Toter. Sein Abschied, wie er lebenspraktisch wirksam wird, ist auch Abschied von seinem Gebrauchtheit. Nur dann ist er als Abschied vom Leben gelungen.

Zu einem gelungenen Abschied gehört, um Ihnen ein letztes zuzumuten, das Vergessenwerden. Stirbt Einer dem Anderen und ist dem Anderen tot, dann bewahrt dieser sein Gedächtnis. Der Überlebende bestimmt die Gegenwart, in die er den Toten dank Gedächtnis erinnernd holt. Doch selbst das rührendste Gedächtnis garantiert keinem Verstorbenen ewige Gegenwart. Wer vom Leben Abschied nimmt, hat sich im letzten auch von der Gegenwart im Gedächtnis Anderer zu verabschieden. Das haben Sie selbst schon öfter gelesen und stets geglaubt: „Wer im Gedächtnis seiner Lieben lebt, ist gar nicht tot, er ist nur fern, tot ist nur, wer vergessen wird.“ Der Autor dieses Dreizeilers (von Zedlitz, 1790-1862) meint es ja auch besonders gut mit den Toten: „selber“ weiterzuleben, indem sie im Gedächtnis Anderer „leben“. Doch es verhält sich genau anders, als es sich dieser Tröster ausmalt: Ein Gestorbener ist nur solange tot, als er für jemanden tot und nicht aus aller Gedenken geschwunden ist.

Zur Gewissheit des Todes gehört die Gewissheit einmaligen gänzlichen Vergessenseins. Niemand hat auf Dauer ein Toter zu sein, der Lebende bewegt und sich in deren Bewegtheit immer neu gestaltet. Der Mensch braucht die Gewissheit gänzlichen Vergessens, um im Tode sein Leben vollends gelebt zu wissen. Die Anderen, die vorerst am Leben bleiben, müssen nicht erst noch das Rechte aus seinem Leben machen, wenn er gestorben ist. Ihr neu zu lebendes Leben gestaltet nicht gelebtes anderes, sondern eigenes Leben, um, wenn es Zeit ist, selber gänzlich Vergessen zu finden.

Gäbe es die Gewissheit des Vergessens samt ihrem Grund nicht, dann würde der Mensch sein Leben, wie es auch kommt und endet, stets für defizitär und sinnlos ansehen müssen. Es gäbe keinen Kairos des Sterbens **und** keinen Kairos des Lebens, weil das Leben aus sich und in sich unfähig wäre, je vollendetes Leben zu sein. Allein in der Gewissheit seiner vollen Endlichkeit ist das Verständnis des Menschen von sich selbst angelegt, sein im Einander gelingendes Leben und Sterben sei sich selbst genug.

Es ist Zeit für das Schlusswort. Das letzte Wort aber hat nicht der Tod. Selbst das Wort des Abschieds ist noch ein – letztes – Wort des Lebens. Wir leben nicht, um zu sterben. Wir leben, um zu leben. Wir sterben sogar, um zu leben. Das ist kein Wort des Philosophen über das Leben hinaus, sondern ein Wort zu Halt und Inhalt, die das Leben, das wir gelingend teilen, zeitlebens im letzten braucht.

(zuerst erschienen in Eckhard Lade (Hg.): Christliches ABC heute und morgen, Handbuch für Lebensfragen und kirchliche Erwachsenenbildung, DIE Verlag, Bad Homburg, 1978 ff., Ergänzungslieferung Nr. 5/1996)

Szene aus Hugo von Hofmannsthals „Jedermann. Das Spiel vom Sterben des reichen Mannes“ bei den Salzburger Festspielen 1959 mit Will Quadflieg als „Jedermann“ und Ernst Deutsch als Tod



Hugo von Hofmannsthal: Jedermann. Das Spiel vom Sterben des reichen Mannes, Frankfurt 1974, S. 92